«Selbst in Krisen kann man wählen»

Miriam Jauslin, Leiterin Kommunikation beim Jugendsozialwerk und Logotherapeutin, übers Auswandern, Werte und den Sinn des Lebens.

Interview: Tomasz Sikora

Wohnt in Deutschland, arbeitet aber fürs Jugendsozialwerk in Liestal: Miriam Jauslin. Bild: Kenneth Nars

Was steht auf Ihrem Zettel?
Miriam Jauslin: Es steht «Wahl» drauf. Ich bin ein politischer Mensch. Deshalb muss ich als Person, die in Deutschland lebt, zunächst an die Bundestagswahlen denken, die kürzlich stattfanden. Dieses Mal konnte ich noch nicht wählen, aber ich bemühe mich um die deutsche Staatsbürgerschaft. Das ist auch eine Wahl, die ich getroffen habe.

Was kommt Ihnen sonst in den Sinn?
Das zweite ist die Logotherapie die ich betreibe. Das ist eine psychotherapeutische Beratung, bei der der freie Wille und die Möglichkeit, sich für eine Wahl zu entscheiden, eine wichtige Rolle spielen. Sie geht von der Grundannahme aus, dass wir uns immer entscheiden können, selbst in scheinbar ausweglosen Situationen. Es ist meine Entscheidung, wie ich mich zu so einer Situation stelle, ob ich so ein Schicksal bekämpfe oder versuche, mit ihm zu leben. Diese Wahl habe ich immer.

Und wie wählt man klug?
Ich würde eher fragen, wie man sinnvoll wählt. Das hängt davon ab, wer man ist und was einem im Leben wichtig ist, also welche Werte man leben möchte. Für mich ist eine sinnvolle Entscheidung, nicht nur zu überlegen, was für mich gut ist, sondern auch, was gut für die Allgemeinheit ist. Wir können jeden Tag neu entscheiden, ob wir ein anständiges oder ein unanständiges Leben führen wollen. Raten Sie, welches sinnvoller ist.

Was sind Ihrer Erfahrung nach die Werte, die den Menschen besonders wichtig sind?
Bei meiner Arbeit im Jugendsozialwerk begegne ich immer wieder Menschen mit psychischen oder sozialen Schwierigkeiten. Viele haben ein grosses Bedürfnis nach Unabhängigkeit und Selbstständigkeit. Oft ist dieser Wunsch noch nicht realisierbar. Trotzdem denke ich, dass allein der Wunsch nach mehr Eigenverantwortung ein erster Schritt zu einer Veränderung ist.

Und in der Therapie?
Hier ist das Thema Urvertrauen und Selbstannahme ganz wichtig, die Sehnsucht nach einem festen Boden, der trägt, der Wert der bedingungslosen Liebe.

Auswanderung ist auch eine Wahl, eine grosse. Wie kam es dazu?
(lacht) Ich habe in Karlsruhe bei einem Seminar einen Mann aus Münster kennen gelernt. Ich dachte zuerst ans Münstertal im Schwarzwald, es gibt ja einige Ortschaften, die so heissen. Erst als sich die Beziehung langsam entwickelte, merkte ich, dass es um die Stadt Münster in Nordrhein-Westfalen geht, es war dann eine Fernbeziehung. Irgendwann stellte sich die Frage, ob wir zusammenleben wollen, denn eine Fernbeziehung ist auf Dauer nicht lustig. Mein Chef hat mir zum Glück ermöglicht, in Deutschland im Homeoffice zu arbeiten. Ich wollte zwar schon immer auswandern, aber nicht unbedingt nach Deutschland, eher nach Afrika oder England.

Wieso England?
England gefällt mir einfach. In England ist alles toll: die Sprache, die Kultur, der Humor, sogar das Essen – wobei ich hier das internationale Angebot meine, nicht unbedingt die englische Küche *(lacht)*.

In den letzten Monaten mussten viele gezwungenermassen im Homeoffice arbeiten. Wie finden Sie das, Arbeit von zuhause aus?
Ich hatte ja schon vor Corona Erfahrung mit Homeoffice. Als die Pandemie begann, hatte die Stiftung bereits Erfahrung damit und war mit der technischen Infrastruktur vertraut. Das war für die ganze Stiftung ein Vorteil. Ich muss aber zugeben, dass ich kein Homeoffice-Fan bin. Ich bin eine Teamplayerin und brauche den Austausch. Bei Telebasel arbeitete ich in einem Grossraumbüro. Da lief immer viel und man bekam mit, was die anderen machen. Das habe ich sehr geschätzt. Dieser Austausch fehlt mir im Homeoffice. Aber das ist der Preis dafür, dass ich in Deutschland leben und meinen Job behalten kann – auch eine Wahl.

Als Logotherapeutin haben Sie sicher mehr Austausch. Wie kamen Sie auf die Idee, diesem Beruf nachzugehen?
Wenn man sich mit Leuten länger unterhält, kommt man früher oder später zu so fundamentalen Fragen wie «Was ist der Sinn des Lebens?». Das hat mich schon immer fasziniert und genau darum geht es bei der Logotherapie. Wenn ich so auf mein Leben zurückblicke, ist es interessant, dass ich viele Dinge nicht bewusst gesucht habe. Sie sind an mich herangetreten und ich konnte mich dafür oder dagegen entscheiden. Bei der Logotherapie war es genauso. Drei Personen haben mich damals unabhängig voneinander auf Viktor Frankl, den Begründer der Logotherapie, aufmerksam gemacht. Als ich mich dann mit ihm und seinem Ansatz befasste, merkte ich sofort: «Das ist genau das, was ich will!»

> «Wir können jeden Tag neu entscheiden, ob wir ein anständiges oder unanständiges Leben führen wollen.»

Miriam Jauslin
ist in Muttenz aufgewachsen und studierte an der Universität Basel Geografie, Ethnologie und Ur- und Frühgeschichte. Sie ist Kommunikationsleiterin der Stiftung Jugendsozialwerk Blaues Kreuz BL und logotherapeutische Beraterin. Sie wohnt seit 2019 in Deutschland.

Ortsunkunde

Heimatlosen-Phantasmagorie

Ich trete bei Ammel über eine Weide gegen die Kantonsgrenze daher. Die Landschaft glüht bald im Abendrot. Auch der Himmel gebärdet sich ansprechend: Die pastös-zerfetzten Wolken scheinen in den am Boden verteilten und verspritzen Kuhfladen ein eigenartiges Spiegelbild zu finden. Die Umgebung ist weder hehr noch herrlich, sie ist hügelig. Hochstromleitungen ziehen wie die Fluchtlinien gescheiterter Perspektiven zum Horizont.

Nordseitig im steilen Tobel habe es früher ein staatenloses Stück Land gegeben, ein spitzes Dreieck, eingeklemmt zwischen drei Kantonsgrenzen: «In der Freiheit» habe es geheissen, später umbenannt in «Heimetlosespitz» – der Legende nach Platz der Kesselflicker und Vaganten. Erst 1931 wurde dieses Gebiet unter Basel-Landschaft, Solothurn und Aargau aufgeteilt, ein früherer Versuch scheiterte 1823, wollten doch die Wittnauer nicht «füren», die Kienberger nicht «hindern» und die Anwiler nicht «aben».

Strauchle zwischen jungen Buchen. Ein Grenzstein, beiläufig überwachsen mit Moos. Einen Baselstab erkenne ich, auf der anderen Seite solothurnisches Rot, das ergänzende Weiss allerdings halb überdeckt von schwarzer Flechte. Unvermittelt blutundbödelet es unter meinen Füssen, der Kantönligeist saust in meine Ohren. Von hinten höre ich «das Ländli isch so fründli», von vorne ganz fern «es Stedtli wunderhübsch», von links «wärisch du deheime blibe» und unten aus dem Gedärm verschämt, aber deutlich «träm, träm, trämdiridi». Ich weiss weder vor noch zurück, auch hinab will ich nicht, versteinere.

Aus dem Tobel hinten sind Geräusche zu vernehmen, ein Klopfen, leises Hämmern, bald übertönt ein unsteter Rhythmus die diffuse Nationalhypnose. Ich folge den Klängen. Am Waldrand, der das Bord gegenüber abschliesst, reges Treiben: Gesellen drücken die Blattspitzen junger Haselzweige in eine Schüssel mit Teig, dann in siedende Butter. Man bietet mir diese Küchlein an, ein Festmahl wie ein arbeitsamer Tanz, setze mich ans Feuer.

Zufrieden sei der Herrgott gewesen, erzählt eine alte Frau, als er nach der Schöpfung sein Werk betrachtet habe. Er habe die vom Lehm schmutzigen Hände geschüttelt und erschöpft gesagt: «do bisch ämmel» – dort, wo der letzte Klumpen hingefallen sei, liege jetzt Ammel. Und es sei eben schon ein Glück, fügt die alte Frau an, dass dieser Dreck von oben nicht bis hierher gespritzt sei, geradezu ein Segen sei's. Ich bleibe im nassen Laub sitzen, heimelet es mir?

Simon Morgenthaler besucht für die «Schweiz am Wochenende» frei assoziierend und fabulierend regionale Orte mit prägnanten Namen. Dabei macht er sich viele falsche Freunde und begibt sich zielstrebig auf Irrwege.

Nähe Heimetlosespitz, Anwil. Bild: Simon Morgenthaler